

Eine Welt für sich

$v|rg$

Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte
an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel

Band 31

Ulrike Winkler

Eine Welt für sich

**Leben und Arbeiten in der Wichern Diakonie Frankfurt (Oder)
von 1945 bis 1989**

Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 2018

Titelbild:

Bewohnerinnen und Bewohner, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der „Vereinigung Wichernheim“, o.J., 1982.
Archiv Wichern Diakonie.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wichern Diakonie Frankfurt (Oder) e.V.
Alle Rechte vorbehalten

ISSN 1868-047X
ISBN 978-3-7395-1141-2

www.wichern-ffo.de
www.regionalgeschichte.de

Gestaltung, Satz, Bildverarbeitung: Büro für Design, Martin Emrich, Lemgo
Druck: Hans Kock Buch- und Offsetdruck, Bielefeld
Verarbeitung: Integralis Industriebuchbinderei, Ronnenberg

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier nach ISO 9706
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort	7
Dank	11
I. Einleitung	13
1. Anlass der Studie	13
2. Forschungsstand und Literaturlage	14
3. Zur Konzeption der Studie	16
4. Editorische Vorbemerkung	17
II. Quellen und Methode	19
1. Leitfadengestützte Interviews	19
1.1 Die Bewohnerinnen und Bewohner	23
1.2 Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	30
1.3 Der Arzt und die Ärztin	41
2. Die unterschiedlichen Perspektiven	43
3. Zur Frage der Überwachung der „Vereinigung Wichernheim“ durch das Ministerium für Staatssicherheit	44
III. Die Wichern Diakonie in fünf politischen Systemen (1903–1989)	45
A. Von der „Gefährdetenfürsorge“ zur Hilfe für den „psychisch schwer geschädigten Bürger“ (1903–1976)	45
1. „Gegen den Sumpf der Prostitution.“ – Von der Gründung 1903 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges	45
2. Ungewisse Zukunft – Die Nachkriegszeit	52
3. Exkurs: Die Behindertenhilfe in der DDR	58
4. In der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und in der DDR	63
5. Der Wechsel der Arbeitsfelder	64
6. Personal	64
7. Finanz- und Investitionsbedarf	67
8. „Heim-Stadt“ – „Heim-Land“: Ein Konkurrenzverhältnis?	73
B. Von einer „Bewahrungseinrichtung“ zu einem Rehabilitationszentrum (1977–1989)	75
1. Der Plan zur „Umprofilierung und Rekonstruktion“ 1979	75
2. Unorthodoxe Personalgewinnung?	78
3. „Kostenexplosion“ und „Zerrüttung“ – Die Finanzen	81

IV. Heimalltag im Wandel (1955–1989)	87
1. „Eine große Zahl von nicht heizbaren Zellen.“ – Wohnen	87
2. „Groß, mittel, klein.“ – Kleidung	92
3. „Das Essen wurde in Eimern gebracht.“ – Tisch- und Esskultur	98
4. Lärm	105
5. „Restbestände von sanitären Möglichkeiten.“ – Hygiene	106
6. Medizinische Versorgung	111
7. Arbeit und Beschäftigung in Heimen der evangelischen Behindertenhilfe...	113
7.1 „Jeder konnte Erntekönig werden.“ – Arbeit der Bewohnerinnen in Gronenfelde	114
7.2 „Da habe ich geputzt, gefegt, abgewaschen ...“ – Arbeit der Bewohnerinnen im Wichernheim	116
7.3 „Hilfsaufseherinnen“, „Medikamentenstellerinnen“ und „Schlüsselgewaltige“	123
8. „Herumgessen.“ – Auf der Kinderstation	125
9. „Na, die braucht das heute mal.“ – Medikamentengaben	126
10. Kalte Duschen statt „Chemischer Fessel“ – Disziplinierung und Erzwingung von Gehorsam	131
11. „Ganz schön gehauen.“ – Gewalt untereinander	141
12. „Wir gehen jetzt in die Stadt hinunter.“ – Freizeit und Mobilität	142
13. Mit der „Partnerschule“ in die „Wichernehe“ – Liebe und Partnerschaft	146
14. „Und wir tanzen mit denen wie im Kindergarten.“ – Sexualität und Kinderwunsch	154
15. „Und eines Tages sprach sie das Vaterunser mit.“ – Andachten und Gottesdienste	161
16. „Ins Wasser geworfen.“ – Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	164
17. „Ach ja, 6/8.“ – Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen	171
18. „Ihr seid die einzig Normalen.“ – Wendezeiten	173
Bildteil	177
V. „Es war wie ein kleiner Kosmos.“ – Theoretische Rahmung und Resümee	209
Abkürzungsverzeichnis	218
Literaturverzeichnis	219
Personenregister	227
Autorin	230

Geleitwort

Es begann mit einem Verdacht und dem Wunsch nach Aufklärung

Im Rahmen von Biographiearbeit erinnerte sich eine ältere Frau, die schon lange in einer unserer Einrichtungen wohnt, dass sie in den 1970er Jahren geschlagen worden sei. Es war das erste Mal, dass eine so schwerwiegende Aussage gemacht, vielleicht sollte ich besser sagen: gehört wurde. Man wusste von früheren Strafen wie „kalt abduschen“, und im Keller konnte man immer noch das „Besinnungsstübchen“ finden; eine winzige fensterlose Zelle, in die erregte Bewohnerinnen seinerzeit vorübergehend „verbracht“ wurden, so muss man es wohl beim Namen nennen. Die Annahme jedoch, dass die damaligen „Heimbewohnerinnen“ geschlagen worden wären, schien unvorstellbar und erschreckend. Aber wir hatten uns vorgenommen, diesen Vorwurf nicht zu verdrängen, sondern nahmen ihn zum Anlass, uns mit unserer Einrichtungsgeschichte der 1950er bis 1980er Jahre zu beschäftigen.

Dieser Zeitrahmen lag nahe, denn parallel zu unserer eigenen internen Initiative forderte der Deutsche Bundestag 2011 die Bundesregierung auf, ein Hilfesystem zu errichten für Menschen, die als Kinder und Jugendliche in der Zeit von 1949 bis 1990 in stationären Einrichtungen der Behindertenhilfe oder in stationären psychiatrischen Einrichtungen Leid und Unrecht erfahren hatten. Die mittlerweile gegründete „Stiftung Anerkennung und Hilfe“ ist das Ergebnis dieser Bemühungen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die öffentliche Diskussion um Unrecht und Missstände in der Heimerziehung beider deutscher Staaten sowie die dazu schon erschienenen Publikationen uns in besonderer Weise sensibel machten für unsere eigene Geschichte. Hinzu kam, dass wir selbst kaum Unterlagen aus dieser Zeit in unserem Archiv fanden.

Wir gründeten eine einrichtungsinterne Projektgruppe,¹ deren Vorsitz allerdings bewusst einem externen Vertreter² übertragen wurde. Die Projektgruppe bekam den Auftrag, „die Alltagsgeschichte bei ‚Wichern‘ ab 1945 unter besonderer Beachtung von Missständen in der Betreuung von Menschen mit Behinderungen aufzuarbeiten und in geeigneter Weise zu dokumentieren.“ Dabei war uns grundsätzlich wichtig, dass die Bewertung objektiver Zustände und individuellen Handelns in ihrer jeweiligen zeitgeschichtlichen Bezogenheit erfolgte, also entsprechende Kontexte wie gesellschaftliche, politische, rechtliche, finanzielle usw. Rahmenbedingungen berücksichtigt wurden. Die Begegnung mit Zeitzeugen und Zeitzeuginnen sollte unabhängig von ihrer Rolle respektvoll und frei von moralisierenden Schuldzuweisungen stattfinden. Wir machten uns klar, dass das nicht etwa Tabuisierung bedeutete, sondern es diese zeitgeschichtliche Einordnung und der Respekt gegenüber Zeitzeugen sind, die eine vorurteilsfreie und vorbehaltlose Aufarbeitung und Dokumentation überhaupt erst ermöglichen, was zugleich die Benennung von Verantwortlichkeiten einschließt.

Das übergreifende Ziel, das mit dem Arbeitsauftrag verbunden wurde, war die Schaffung eines Bewusstseins dafür, worauf gegenwärtige und zukünftige Verantwortliche, Mitarbeitende, also: „WIR ALLE“ achten und uns dabei gegenseitig unterstützen müssen, damit institutionelle Missstände und persönliches Fehlverhalten bei „Wichern“ verhindert werden.

Die Projektgruppe nahm sich vor, langjährige Bewohner*innen und (auch frühere) Mitarbeitende über ihre Erinnerungen an die damalige Zeit zu befragen. Doch wie sollten wir vorgehen? Wir brauchten Beratung und das war der richtige Zeitpunkt, sich an Dr. Ulrike Winkler zu wenden, die mittlerweile viel anerkennende Aufmerksamkeit durch die Publikation zahlreicher kritischer Aufarbeitungen diakonischer Einrichtungsbiographien erfahren hatte. Dr. Winkler gab uns in der Anfangsphase viele wichtige Hinweise für die weitere Arbeit. Der Entscheidende war, unsere Recherchen nicht auf das Thema „Gewalt“ zu konzentrieren, sondern den Alltag der Einrichtung in den Fokus unserer Befragungen zu rücken. Und sie gab uns den Rat, unsere Fragen mithilfe eines verbindlichen Interviewleitfadens zu strukturieren. Beide Hinweise waren von großer Bedeutung und hatten am Gelingen des Projektes entscheidenden Anteil.

Die Arbeit der Projektgruppe führte nicht nur zur Dokumentation zahlreicher Interviews, die die Grundlage der vorliegenden Publikation bilden, sondern wir fanden darüber hinaus schließlich doch noch Unterlagen im Archiv, die wir bisher überhaupt nicht „auf dem Schirm“ hatten und – vielleicht das größte Geschenk – wir erhielten zahlreiche Fotos aus persönlichem Besitz, die unsere Vergangenheit in ungeahnter Weise bildhaft nachvollziehbar machen. So dürfen wir abseits jeglichen historisch intendierten Erkenntnisinteresses feststellen, dass es gelungen ist, uns mithilfe dieser Arbeit die Geschichte unserer

1 Doreen Benna, Martina Köckeritz, Marianne Kowoll, Matthias Kube, Anne Oberländer, Karla Oberländer, Gabriele Pohland, Juliane Rost, Kerstin Welke, Renate Witzleben.

2 Paul-Gerhard Voget, Vorstand der Samariteranstalten Fürstenwalde/Spree.

Einrichtung wieder anzueignen. Allein das hat die Mühe und die teilweise schmerzhaften Erkenntnisse gelohnt.

Am Ende hat sich herausgestellt, dass es systematische Übergriffe gegen (nach damaliger Diktion) „Heimbewohner“ nicht gegeben hat. Kalt abduschen und Isolieren hielten sich im Rahmen des seinerzeit „Üblichen“. Erschreckend genug. Aber dieses „Übliche“ galt m.E. rückblickend sowohl für den Westen wie für den Osten des Landes. Die sachliche und personelle Ausstattung der West-Einrichtungen der Behindertenhilfe war damals sicherlich besser als die des „Wichernheimes“ in Frankfurt (Oder). Und trotzdem möchte ich das Leid und Unrecht gegenüber „Heimbewohner*innen“ weder aufspalten nach Ost und West, noch ausschließlich einem materiellen Mangel zuordnen.

Als Student habe ich Ende der 70er Jahre in einer West-Einrichtung erlebt, wie ich persönlich nicht in der Lage war, mich einem kollektiv-zwanghaft gewalttätigen Übergriff gegenüber einem „Verwahrten“ zu entziehen, sondern mitmachte, ihn zu überfallen, auszuziehen und in die Gummizelle zu verfrachten.

Es hat lange gebraucht, um ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es „normal ist, verschieden zu sein.“³ Menschen mit Behinderungen galten bis 1945 als „unwertes Leben“; dieses Denken vom „unnützen Esser“ wurde nach Ende der Nazizeit doch nicht einfach abgeschaltet. Es spukte weiterhin in den Köpfen von uns vermeintlich Normalen herum und hat deshalb die Praxis in Einrichtungen der Behindertenhilfe und Psychiatrie bis weit in die 1970er Jahre geprägt.

Das ist die eine Seite, der soziologisch-mental begründete Aspekt von Ausgrenzung und Diskriminierung. Und in dem Wort „Besinnungsstübchen“ scheint diese empathische Unfähigkeit semantisch geradezu gnadenlos hervor: Die Vergewaltigung des schönen Wortsinns von „Besinnung“ und die Verniedlichung dessen, was mit einer „guten Stube“ verbunden wird. Ist es das Bewusstsein davon, Unrecht zu üben? Ist es das „schlechte Gewissen“ angesichts des eigenen Handelns, das zu solchen Wortungetümen führt?

Auf der anderen Seite waren es unzweifelhaft materielle Faktoren, die das Leben in Einrichtungen der Behindertenhilfe (nicht nur, aber in besonderer Weise) in der DDR bestimmten und begrenzten. Menschen mit geistiger Behinderung galten in der DDR als „nichtbildungsfähig“. Darin kommt nicht nur die fehlende Missachtung des Systems gegenüber (wieder!) sog. „unproduktiven Subjekten“ zum Ausdruck, sondern damit einher gingen für lange Zeit völlig unzulängliche personelle und sachliche Ausstattungen. Die Betreuung von Menschen mit geistiger Behinderung wurde in erster Linie in die Verantwortung der kirchlichen Einrichtungen von Diakonie und Caritas regelrecht abgeschoben, ähnliches galt für den Personenkreis von Menschen mit psychischen Erkrankungen. Sicherlich fanden die konfessionellen Träger finanzielle Unterstützung durch die Kirchen im Westen – aber ohne das Engagement, die Phantasie und den Erfindungsreichtum der Mitarbeitenden in diesen Einrichtungen hätte sich nur die Trostlosigkeit von „satt-sauber-trocken“ ausgebreitet. Es

3 Ansprache von Bundespräsident *Richard von Weizsäcker* (1920-2015) anlässlich der Eröffnungsveranstaltung der Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte am 1. Juli 1983.

war die inspirierende Kraft von Menschen, gleich ob als Führungspersönlichkeit oder als Mitarbeiter*in an der Basis, die ab Mitte der siebziger Jahre fachliche Standards setzten und allen Widrigkeiten zum Trotz Perspektiven aufzeigten und Hoffnung weckten. Auch darauf macht die vorliegende Veröffentlichung zu Recht aufmerksam.

Auf dem Titelbild haben sich Mitarbeiter*innen zum Gruppenfoto aufgestellt. Nur Eingeweihte können wissen, dass sich darunter auch einige wenige Bewohnerinnen befinden, die aufgrund ihrer geringeren Einschränkungen als Hilfskräfte zur Unterstützung bei der Betreuung und Pflege ihrer Mitbewohner*innen herangezogen wurden. Sie strahlen in die Kamera, weil sie stolz sind, dabei zu sein. Sie fallen nicht auf, scheinen dazu zu gehören. Denn sie dürfen den weißen Kittel tragen. Die Aufnahme stammt aus dem Jahr 1982. Vor dieser Zeit war es noch verbreitet, dass Menschen mit Behinderungen bei Versorgung und Aufsicht mitarbeiten mussten, denn ohne ihre Mithilfe hätte es nicht funktioniert. Und nicht selten waren es genau diese Menschen, die dadurch überfordert wurden und gegenüber Mitbewohner*innen dann übergriffig reagierten. Sie bekamen für ihren Dienst „das Privileg des weißen Kittels“ und vielleicht die eine oder andere besondere Streicheleinheit; bezahlt wurden sie nicht. Die Bedeutung der Arbeit von „mithelfenden Pfleglingen“, die Dimension ihrer Überforderung und Nichtanerkennung verdiente zu Recht ein eigenes Kapitel unserer Institutionsgeschichte der Behindertenhilfe.

Hier schließt sich der Kreis zu der schon erwähnten „Stiftung Anerkennung und Hilfe“. Personen, die als Kinder oder Jugendliche während der Unterbringung in einer stationären Einrichtung der Behindertenhilfe bzw. der Psychiatrie Leid und Unrecht erfahren haben, können noch bis zum 31. Dezember 2019 bei der Stiftung Leistungen beantragen. Erfahrungen von Leid und Unrecht sind individuell geprägt; dazu gehört z.B. auch Arbeit ohne Lohn. – Die Antragslage ist aktuell bundesweit sehr unterschiedlich, aber man muss leider feststellen, dass sich zweifellos viel mehr Menschen bei der Stiftung melden könnten, als es bisher der Fall ist. Verantwortung für diese Zurückhaltung tragen vor allem die Träger der Behindertenhilfe und Psychiatrie. Denn die betroffenen Menschen selbst kennen selten ihre Rechte und die Möglichkeiten der „Stiftung Anerkennung und Hilfe“. Wer, wenn nicht die Träger, können die Menschen, die sie begleiten, informieren und für eine Antragsstellung motivieren? Es wäre schön, wenn dieses Buch dazu beitragen würde, dass noch der eine oder andere Einrichtungsträger in diesem Sinne initiativ wird.

Ich danke allen Mitgliedern der Projektgruppe für ihr ausdauerndes Engagement und natürlich allen Interviewpartner*innen für ihre Bereitschaft, sich unseren Fragen und Nachfragen zu stellen; vor allem auch für die Offenheit sich zu erinnern.

Schließlich gilt mein Dank Frau Dr. Ulrike Winkler, die sich auf ein Projekt eingelassen hat, das sich mit der Zeit arbeitsintensiver gestaltete als ursprünglich vermutet, und die uns dennoch geduldig, neugierig und produktiv verbunden blieb.

Frankfurt (Oder), im Juli 2018

Matthias Kube
Vorstand

Dank

Diese Studie geht auf einen Forschungsauftrag des Vorstands der Wichern Diakonie Frankfurt (Oder) zurück. Ich danke Herrn Matthias Kube sehr herzlich für das in mich gesetzte Vertrauen, sein ungebrochenes Interesse und für manches anregende Gespräch.

Die inhaltliche Grundlage für dieses Buch hat eine eigens eingesetzte interne Projektgruppe der Wichern Diakonie erarbeitet. Waren es doch ihre Mitglieder, die über vierzig Interviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und anderen maßgeblich an den Geschicken der damaligen „Vereinigung Wichernheim“ Beteiligten geführt und transkribiert haben. Ich danke Frau Doreen Benna, Frau Marianne Kowoll, Frau Martina Köckeritz, Frau Anne Oberländer, Frau Karla Oberländer, Frau Gabriele Pohland, Frau Juliane Rost, Frau Kerstin Welke, Frau Renate Witzleben und Herrn Pastor Paul-Gerhardt Voget, dem Vorstand der Samariteranstalten in Fürstenwalde, für die Schaffung eines einmaligen Quellenkonvoluts, das auch für andere Fragestellungen zum Leben in einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Beeinträchtigung in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik wichtige Antworten geben wird.

Ein besonders herzlicher Dank geht an Frau Juliane Rost, die mich in hervorragender Weise unterstützt hat.

Danken möchte ich den Kolleginnen und Kollegen, die mir auf vielfältige Weise bei meiner Arbeit behilflich waren. Ich tue dies in alphabetischer Reihenfolge: Frau Katrin Jünger (Stadtarchiv Frankfurt/Oder), Herr Dr. Uwe Kaminsky, Herr apl. Prof. Dr. Hans-Walter Schmuhl, Frau Birgit Spatz-Straube (Archiv des Evangelischen Werks für Diakonie und Entwicklung), Frau Kerstin Stockhecke, M.A. (Archiv der von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel), Dr. Jürgen Trogisch, Frau Sylvia Wagner und Frau Dr. Bettina Westfeld.

Wieder einmal kann ich auf eine professionelle Zusammenarbeit mit Herrn Olaf Eimer, dem Verleger des Verlags für Regionalgeschichte, und mit Herrn Martin Emrich, der Satz und Layout besorgte, zurückblicken. Dafür danke ich beiden sehr.

Mein tiefer Dank gebührt all jenen Frauen und Männern, die für ein Interview zur Verfügung standen und freimütig über ihre Zeit in der „Vereinigung Wichernheim“ Auskunft gegeben haben. Beeindruckt haben mich die würdevolle und großmütige Haltung der (ehemaligen) Bewohnerinnen und Bewohner angesichts ihres vergangenen Lebens, das zum Teil mit vielen Zumutungen und Kränkungen verbunden war. Nicht weniger beeindruckend war der offene und selbstkritische Umgang der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit ihrem Wirken im damaligen „Wichernheim“ und in Gronenfelde.

Besonders dankbar bin ich dafür, dass ich mit der „Vereinigung Wichernheim“ erstmals eine Einrichtung der Behindertenhilfe in der früheren DDR untersuchen konnte. Ich habe nicht nur inhaltlich und fachlich, sondern auch persönlich viel gelernt.

Dass ich dies mit viel Freude konnte, verdanke ich Rolf Winkler.

Trier, im Juli 2018

Ulrike Winkler